



Forum Kultur und Ökonomie.

Pius Knüsel

Das Verschwinden der Kultur

Kultur und Kunst haben in den letzten 30 Jahren die Gesellschaft durchdrungen. Es steht den willigen Konsumenten ein reichstes Angebot zur Verfügung. Das ist der Erfolg jener Kulturpolitik, welche ein den 80er Jahren sich herausbildete. Doch der Vermehrung entspricht zu unserer Enttäuschung kein Wachstum des Publikums. Schlimmer noch, das Überangebot führt zu einer Art Entwertung, zum Verlust von Aufmerksamkeit; selten, dass ein Werk im positiven oder negativen Sinne eine Orientierung liefert, Stoff breiter Auseinandersetzung. Kultur ist mehr denn je schöne Privatsache. Sie verschwindet aus dem öffentlichen Diskurs – Bücher wie Lukas Bärfuss „100 Tage“ sind löbliche Ausnahmen.

Aus *Konsumentensicht* stelle ich einen Verlust an Orientierungsleistung der Schweizer Kulturproduktion fest: Was sind die zentralen, ästhetisch gestaltbaren Konflikte unserer Gesellschaft? Wo und wie werden sie beispielhaft bearbeitet? Bleibt der Griff ins globale Angebot, welches eine unerbittliche Konkurrenz zur heimischen Produktion bildet und in dem sich, ganz nach den Wirkungsgesetzen herausragender Kunst, meine lokalen Befindlichkeiten aussagekräftig aufbereitet finden.

Dem war nicht immer so. Noch ist es keine Generation her, da beschäftigte Kunst sich den Fragen der unmittelbaren, auch sozialen Umwelt. Sie war Medium zur Gestaltung von Umwälzungen. Und half zu verstehen, zurückzuweisen oder anzunehmen. Sie schuf eine Aura, an der ich teilhatte, selbst wo ich die Bücher nicht gelesen, die Theaterstücke nicht gesehen hatte. Christoph Marthaler hatte einen Hauch davon nach Zürich zurückgebracht. In einer Gesellschaft, die das Kleine liebt und die Provokation (auch Grösse provoziert) meidet, bleibt dafür wenig Platz. Kein Problem für mich als *Konsumenten*, der wählt, was ihm auffällt. Doch als *Direktor von Pro Helvetia*, von eben dieser Gesellschaft mit Kulturförderung beauftragt, ist mir dieses Schwinden von kultureller Kraft ein Alarmzeichen. Ich versuche, es in zehn Stichworten zu analysieren:

Spezialisierung der Kulturverwalter: Die Angebotsmehrung kann nicht ohne Auswirkungen auf die Arbeit der Kulturförderer bleiben. Sie stehen unter Effizienzdruck und müssen immer mehr Spezialwissen einbringen. Die wachsende Professionalisierung treibt die Standards parallel immer höher. Der Bezug zur Kultur der Rezipienten, welche nie professionell sein werden, löst sich.

Ebenso stellt sich Blindheit ein für weitere Zusammenhänge. Dass Kulturschaffende sich darüber entsetzen, wie ihresgleichen sich in der – von Dürrenmatt und Nizon einmal scharf kritisierten – helvetischen Kleinkariertheit eingerichtet haben und Erfolglosigkeit als naturgegeben hinnehmen, lässt die Kulturfunktionäre kalt. Wenn Isolde Schaad in der Wochenzeitung vom 29. November 2007 schreibt: "Die Welt der Dichtung ist auch in der Schweiz einmal grösser gewesen, und wir machen sie immer kleiner. Unter unserer subventionsgespritzten, hoch ambitionierten Selbstzufriedenheit schrumpft sie zu jenem Schrebergarten, als den uns das Ausland sieht", so bleibt es ruhig im Lande der Funktionäre. Es bleibt ruhig, weil das Durchsetzen von Ansprüchen anstrengend ist, ja blutig.

Über-Forderung. Tatsächlich liegt das „Verschwinden“ der Kultur nicht an den Künstlern. Sie tun, was sie können – unter Bedingungen, welche ihnen als Brosamen serviert werden. Wer Brosamen serviert, darf wenig verlangen. Wer nur die Hälfte bekommt, von dem kann man nichts Ganzes verlangen. Das ist das Dilemma der demokratischen Förderung, hervorgegangen aus den partizipativen Modellen der 80er Jahre. Sie muss viele, möglichst viele bedienen, sie muss Vielfalt durch breite Verteilung abbilden. Wer Brosamen gibt, muss damit leben, dass Förderung zu einem Lebens-, ja Überlebensmodus wird, dass für den Künstler die Existenzsicherung in den Vordergrund tritt. Woraus sich eine Vielfalt von Förderformen entwickelt hat, denen keine Forderung gegenüber steht, schon gar keine nach Exzellenz, weil letztere andere Gesten des Förderns erzwingen würde.

Private Konkurrenz. Das Dilemma des Förderers wird umso dramatischer, als die private Kulturfinanzierung sich längst in die Bereiche der öffentlichen vorwagt, und das nicht nur im Opernhaus, wo es Prestige abzuholen gibt. Stiftungen wie Sponsoren haben Qualitätsbegriffe entwickelt, welche den nicht-kommerziellen der Förderer in nichts nachstehen. Womit die Unterschiede, die besonderen Leistungen, welche die Tätigkeit öffentlicher Instanzen legitimieren, sich verwischen. Das spiegelt sich wieder in der Tatsache, dass Kulturpolitik auf fast allen Ebenen nur noch Finanzpolitik ist. Dieser Umgang bestimmt den Entwurf des Kulturförderungsgesetzes des Bundes. Auch das ist ein Verschwinden von Kultur. Da es keine Inhalte zu diskutieren gibt, bleibt das Budget. Es bleibt aus Pietät, nicht aus Notwendigkeit.

Kunst oder Vielfalt. Kulturpolitik drückt sich um die Bestimmung ihres Gegenstandes. Viel ist zwar die Rede von Identität und Selbstvergewisserung, die wir der Kultur schulden; die Begriffe gehören zu den zahlreichen Wirkungsversprechen, die wir mit Kultur assoziieren. Auch das künftige Kultugesetz operiert mit diesem breiten UNESCO-Kulturbegriff. Kulturelle Vielfalt ist zum höchsten der Werte geworden, die UNESCO-Konvention zum Schutz der kulturellen Vielfalt ein Erfolg internationaler Kulturpolitik. Der Begriff Vielfalt ersetzt sogar jenen des Volkes, wie er im alten Pro-Helvetia-Gesetz von 1965 noch vorkommt. Doch wenn Kulturpolitik tatsächlich kulturelle Vielfalt erhalten will, muss sie schwergewichtig in die gelebten Traditionen investieren statt in die Globalisierung des zeitgenössischen künstlerischen Schaffens. Da sie sich aber unangesprochen als Kunstpolitik versteht, tut sie es nicht. Wo es zaghafte Versuche in diese Richtung gibt, werden sie von den Begünstigten des aktuellen Systems mit dem Argument bekämpft, Qualität bedinge Innovation. Tradition ist tatsächlich mit Identität verbunden, doch Aussagen über eine ungebrochene Identität sind, so scheint es, nicht förderungswürdig. Das ist die Erfahrung, die Pro Helvetia mit dem Programm "echos" macht. Zeitgenössische Kunst aber spricht einen internationalen Diskurs, ihr Orientierungsnutzen im identitären Sinne ist gering. Wieder erhöht sich der Rechtfertigungsdruck auf die Kulturförderung.

Globalisierung statt Widerspruch. Unter dem Titel Kulturaustausch beschleunigt Kulturförderung jene Globalisierung, die sie zu Hause verbal bekämpft, etikettiert doch gerade das föderalistische System der Schweiz Kultur als lokale Angelegenheit. Der öffentlich finanzierte wie der private Kulturmarkt der westlichen Welt und ihre zentralen Positionen gelten weltweit als Erfolgsmodelle, an denen sich Asien, Afrika, Lateinamerika orientieren, auch ästhetisch. Die Künstler zieht es verständlicherweise nach neuen Horizonten, den Förderern erscheint das Streben nach neuen Horizonten allein bereits als förderungswürdige Intention. Alles kreuzt sich mit allem, und es entstehen globale Standards – anstelle widersprüchlicher Denk-, Gestaltungs-, Lebensmodelle, in welchen sich ein produktiver Widerstreit künstlerische Positionen und in denen sich die vertiefte Analyse der eigenen Gesellschaft spiegelt. Der interkulturelle Dialog, gewünscht und gefördert, schleift die Kanten ab.

Umwelt. Kunst wird ähnlich der Landwirtschaft, der Gesundheit, der Bildung ein Schlachtfeld der wohlmeinenden Funktionäre. Das schönste Beispiel liefert der Schlussbericht der deutschen Enquête-Kommission Kultur, publiziert im Dezember. Der Bericht mündet in 500 Handlungsempfehlungen an die Politik. Das zeugt von hoher Regelungslust. Der Bericht nimmt das Verschwinden der Kultur im Gesetzesdschungel und in zahlenakrobatischen Leitbildern helvetischer Provenienz vorweg. Hat Politik sich nach 68 noch kulturell definiert, so neigt sie heute dazu, das kulturelle Feld in seiner historischen Zufälligkeit zu zementieren. Kunst wird nicht mehr als ästhetischer, emotionaler, sozialer Zustand gesehen, der die Ordnung im umfassenden Sinne erschüttert, sondern als positiver Umweltfaktor, welcher die Ansiedlung von Managern begünstigt.

Frei von Kunst. Die hart erkämpfte Errungenschaft der Kunstfreiheit ist vermutlich der folgenreichste Beitrag zum Bedeutungsschwund der Kunst. Diese These hat Tobi Müller vor einem Jahr im Tages-Anzeiger aufgestellt. Müller analysierte den kleinen Skandal, welchen DJ Bobo mit seinem "Vampire"-Song hervorgehoben hatte. Tatsächlich gehört es zu den unverrückbaren Werten unserer Gesellschaft, dass Sanktionen nicht mehr statthaft sind; wir erinnern uns an Thomas Hirschhorn. Doch der Preis ist hoch. Wo Sanktionen nicht möglich sind, löst sich der Wirklichkeitsbezug. Und wo der Wirklichkeitsbezug schwindet, folgt das Desinteresse auf dem Fusse.

Cohabitation. Erfolgreiche Kunst lebt heute vom Grosskapital, jedenfalls im visuellen Bereich. Die Preise, welche derselbe Hirschhorn am Kunstmarkt erzielt, zahlen nur CEOs und Grossaktionäre. Sie tun es gerne. Politische und wirtschaftliche Macht sind dem Künstler kein Gegenüber mehr, das ihn herausfordert. Der Staat bietet ihm vorsorglich seine Umarmung an zwecks Schutz vor der Unbill des Publikums. Und die Wirtschaft spielt den Gönner, welcher kritische Kapriolen als wertsteigerndes Marketing begrüsst. Kapital und erfolgreiche Kunst pflegen die Cohabitation. Das passt zu einer Epoche, welche die Arbeit entwertet. Die Kunst besetzt die ehemaligen Fabriken. Kapital- und Kunstsphäre entwickeln verwandte Ge-

setzmässigkeiten. Auf der einen Seite boomt der Finanzsektor, wo man in Minuten Millionen verdienen kann, wo von Anlagestrategien die Rede ist und eine globale Spielermentalität herrscht. Auf der anderen Seite haben wir den Kunstsektor, wo es zunehmend um Anlagestrategien von Sammlern und ästhetische Strategien von Künstlern geht. "Idealerweise wird man mit purer Kreativität über Nacht zum Millionär", sagt der Beat Wyss, Schweizer Kunsthistoriker und Gesellschaftsanalytiker, in einem Interview im "Magazin" vom 5. Januar 2008. Das Glücksspiel als Sozialmodell gilt nicht nur für die visuellen Künste, sondern hat den Trivialektor in der Gestalt von MusicStar und ähnlichen Formaten längst durchdrungen. Aufmerksamkeit entsteht aus Exzentrik oder Skandal, sie ist nicht mehr das Sediment lang dauernder öffentlicher Auseinandersetzung.

Miniaturisierung. Nicht dass es keine interessante Kunst mehr gäbe. Das will ich nicht sagen. Aber, sagt Beat Wyss, die kulturelle Landschaft ist unüberblickbar geworden. Es gibt weder klare Strömungen noch herausragende Persönlichkeiten, es herrscht, was Inhalte, Verfahren, Positionen angeht, die universelle Gleichzeitigkeit. Es gibt nur noch Nischen, nicht nur geistig, auch physisch. In der Musikwelt zum Beispiel brechen die grossen Produktions- und Vertriebsstrukturen zusammen. Dafür spriesst und blüht es in jedem Winkel. Wir erleben eine globale Miniaturisierung, eine Fragmentierung der kulturellen Sphäre als öffentliche und partizipative. Das nenne ich das Verschwinden der Kultur als Feld der breit geführten Auseinandersetzung um Werte. Dabei muss es nicht politisch zu und her gehen wie bei den 68ern. Die Auseinandersetzung um gemeinsame Werte findet heute in Werbung, Entertainment und im Internet statt. Die aktuelle Kulturförderung, mit ihrem Hang zur partiellen Förderung des Kleinen, zur Unterfinanzierung der freien Produktion und der Institutionen, mit ihrer latenten Erfolgsfeindlichkeit verschärft die Miniaturisierung.

Generationenbruch. Wer in dieser Welt also etwas bewirken will, ist also gut beraten, die Finger von der Kunst zu lassen. Die Soziologen reden vom Zeitalter der Mikrotrends: von einer Gesellschaft, die sich in distinkte Kleingesellschaften auflöst, welche nichts mit üblichen kulturellen Merkmalen gemein haben. Von diesen Gruppen erreicht die typischerweise geförderte Kultur nur wenige. Das motiviert vermutlich jene Klagen, die uns aus der amerikanischen wie deutschen Sozialforschung erreichen. Die kulturelle Bildung der Menschen, erkennbar in erster Linie an ihrem Umgang mit der Schriftkultur, also dem Buch, sei in rapidem Niedergang begriffen, der Zerfall epidemisch. Schon hätten wir es bei den Jungen mit einer "Generation doof" zu tun.

Kein Wunder, heisst das neue Jahrhundertprojekt Kulturvermittlung. Der schrumpfenden Resonanz der hochkulturellen Produktion geht es mit Zusatzanstrengungen an den Kragen. Zwischen die Kunst und ihre Rezipienten schiebt sich eine Schicht kultureller Beziehungstherapeuten. Da Kunst nicht mehr direkt zu uns spricht, lässt man sie hinter Vermittlern verschwinden.

Erfreulich widersprüchlich dazu die Meldung, dass die Psychologie eben dabei ist, den Intelligenztest neu zu eichen – nach oben. Die kulturellen Fähigkeiten, komplexe Phänomene zu verstehen, seien immer tiefer verankert, der Durchschnittsmensch von heute viel intelligenter als sein Kamerad vor 30 Jahren. Vielleicht liegen die Interessen der "Generation doof" einfach nicht bei den Werten ihrer Väter und Mütter – vielleicht suchen sie Kunst anderswo, dort, wo es unsereins schaudert? Und war das bei uns nicht dasselbe? Keimt da Hoffnung?

Geht die Kulturnation Schweiz unter? Haben wir Förderer uns überflüssig gemacht? Weder noch. Geschichte ist ein dialektischer Prozess. Aus dem Erfolg – genug Kultur für alle – wird das Hindernis: Beliebigkeit. Aus der Vision – freie Kunst – wird der Alptraum: Wirkungslosigkeit. Aus der Absicht – aufgeklärte Bürger – wird Abkehr: Kunst im Elfenbeinturm. Sicher scheint mir, dass das Verschwinden der Kultur der Abschied von ihren vertrauten Rollen bedeutet. Sie kann nicht mehr verherrlichen, wie sie es von der Antike bis zur Renaissance tat, dafür sind wir zu selbstbewusst. Sie kann nicht mehr unterhalten, wie mittelalterliche Aristokratie und Handelsbürgertum es gerne sahen; dafür haben wir mittlerweile eine Unterhaltungsindustrie. Sie kann nicht mehr erziehen, wie Aufklärung und Industriebürgertum es ihr zuwies, dafür sind wir zu kritisch. Sie kann auch nicht mehr herausfordern, weil Medien und Werbung wirksamer provozieren. Was bringt uns die Kunst von morgen? Und wie muss eine Förderung aussehen, welche Kunst wieder als lohnende Auseinandersetzung ermöglicht? Als Kristallisationspunkte öffentlichen Diskurses? Wie kann Kunst sich aus den nützlichen Umarmungen von Politik und Wirtschaft befreien, um die Macht des Geistes zu feiern? Das sind die Fragen, denen Kulturpolitik sich in dem Moment, wo sie ihr erstes Postulat – ein reiches kulturelles Angebot zu schaffen im Interesse einer lebendigen Bürgergesellschaft – eingelöst hat. Es ist Aufgabe der Kulturförderung, die neuen Kräfte zu erkennen und zu fördern, die sich aus der Beliebigkeit, aus der Wirkungslosigkeit, aus dem Elfenbeinturm herauschälen. Sie sind überlebenswichtig.

10.4.2008, © Pius Knüsel. Abdruck, auch auszugsweise, nur dem Einverständnis des Autors.